

Sehnsucht

DAS GEDÄCHTNIS DER STADT

Idee und Realisation: © Waltraud Boll



Mein Dorf liegt am Meer und am Fuße der Berge. Mein Haus ist 400 m vom Meer entfernt. Sonnabend ist Markt auf dem Dorfplatz, dort verkaufen wir Obst, Gemüse, lebende Hühner im Käfig, manchmal warten Hunde, Kuh, Hammel an der Leine. Zum Markt kommen Besucher aus anderen Dörfern und aus der Stadt. Am Dorfplatz haben die Handwerker ihre Läden, liegt das Bürgerhaus, das Café und die Moschee. Schmied, Tischler und Steinmetz gibt es heute noch, das sind die Griechen. Zu meiner Zeit waren das die Väter, jetzt sind es die Söhne, die vom Vater gelernt haben. Die Sommer sind heiß und die Winter wärmer als hier, wir heizen heute noch mit Holz.

Die Geschichte mit dem Schuh:

Das war 69, ich war dreizehn. In unserem Dorf gab es fünf Schulklassen Grundschule, für jedes Alter eine. Wenn du wirklich gut bist und ein bisschen Geld hattest, konntest du in die Hochschule in Samsun, 24 km von unserem Dorf entfernt. Nach drei Jahren bekommt man einen Abschluss, drei Jahre könnte man noch ins Lycée gehen. Nach der Hauptprüfung kann man auf die Uni, so wie hier.

1969 hatte ich auf der Hochschule eine Nachprüfung in Geschichte. Wir mussten Schuluniform tragen mit bestimmten Schuhen, Hosen mit Bügelfalte, Krawatte und eine Kappe. Das war Pflicht, Krawatte und Kappe mit dem türkischen Stern. In der Schule musste die Klasse sich im Hof versammeln und dann einzeln nach oben gehen. Für die Jungs oder Mädchen, die keine Kappe hatten, warfen die, die schon oben waren, eine von oben runter, geliehen, wenn die Lehrerin nicht hinsah. Manchmal hatten zwei, drei Jungs zusammen eine Kappe. Teuer! Das konnte sich nicht jeder leisten. Wir waren nicht reich. Und so war das auch mit meinen Schuhen: Die ersten Jahre hatte ich die gleichen Lederschuhe mit ganz harter Ledersohle. Genäht. Am Ende des Sommers musste ich zur Prüfung. Den ganzen Sommer hindurch arbeitete und übte ich. Am Tag der Prüfung beeilte ich mich, ich musste mich chic für die Prüfung machen. Ich wollte meine Schuhe anziehen, aber durch diesen trockenen Sommer waren sie ganz gebogen und weil meine Füße im Sommer gewachsen waren, passte ich nicht mehr hinein. Ich fing an zu heulen: „Mama, die Schuhe passen nicht mehr!“ Mama sagte: „Ich mach das schon.“ Sie goss einfach Wasser auf die Schuhe, nur oben, nicht innen - damit das Leder weich wird und es wurde tatsächlich weich! Dann sagte sie: „Jetzt zieh sie schnell an.“ Sie passten! Außen waren sie nass, innen feucht, aber ich hatte passende Schuhe. Ich rannte zum Bus, einmal morgens und einmal nachmittags hielt er am Dorfplatz. Halber Preis für Schüler: Hin und zurück 25 Kurus - wenn du dir vorstellst, ein Ei hat 10 Kurus gekostet. Das war auch viel Geld.

Alle Kinder mit Nachprüfungen fuhren an diesem Tag in Schuluniform zur Schule. Wir meldeten uns an, alles wunderbar, jeder kam in ein anderes Zimmer, je nach Prüfungsfach. Und ein paar Stunden später konnte man die Ergebnisse an einer Tafel lesen. Jeder bekam eine Nummer - meine Nummer war 56, Nummer 56 aus Dereköy. Keine Namen. Und dann hatte ich bestanden! Ich freute mich so sehr, dass ich die 24 km von der Stadt ins Dorf gelaufen bin. Die Schuhe waren inzwischen trocken und als ich mit meinen Kumpels in meinem Dorf ankomme, schreie ich: „Mama, ich habe schon bestanden!!!!“ „Dann kannst du schnell deine Schuhe ausziehen“, sagte sie und musste mithelfen, denn als ich sie ausgezogen hatte, waren meine Füße übersät mit Blasen.

Im ersten Hochschuljahr wohnten wir wochentags in der Stadt und Samstag, Sonntag fuhren wir ins Dorf. Wir hatten ein Zimmer in einem umgebauten Kuhstall, mit Betten und Holzofen. Mit diesem Holzofen haben wir gekocht, gebacken und geheizt. Und wenn wir Montag früh im Dorf um sechs Uhr los gefahren sind - 7.30 mussten wir in der Schule sein - liefen wir vor der Schule noch schnell zur Wohnung, um die Sachen abzustellen: Eier, Milch, Gemüse, was wir vom Dorf hatten, Käse, Joghurt, Butter hat meine Mutter oder meine Oma gemacht. Ein offenes Regal aus Holz hatten wir, das hatte mein Onkel gebaut, davor hing ein Handtuch. Im zweiten Jahr kam meine Schwester dazu und später, als meine Eltern schon in Deutschland waren, sind wir täglich hin und her gefahren.

Die Geschichte mit dem Brot:

Sonnabends verkaufte meine Mutter in Samsun eigene Produkte am Markt - Joghurt, Milch, Käse und Butter und Kräuter aus dem Garten, Spinat, Lauch, Kohl. Das Geschirr und die Ware fest mit einem Seil am Rücken oder in der Hand fuhr sie mit dem Bus frühmorgens in die Stadt und kam um drei zurück. Der Markt dauerte bis zwei, danach kaufte sie noch ein. Als Dorfbewohner hat man nicht so viel Geld. Was macht man also? Man kauft Brot vom Vortag, Weißbrot, Samsunbrot, das war Luxusbrot: leicht, hell, nicht so schwer wie unser Dorfbrot. Und das Brot vom Vortag war billiger. Manchmal war es so hart, dass beim Kauen unsere Zähne geblutet haben. Ich sagte zu meiner Mutter: „Mama, das tut so weh, vom Brot!“ „Kein Problem“ sagte Mama, „ich lege ein feuchtes Handtuch auf das Brot, dann wird das richtig weich!“ Es wurde richtig weich, aber hatte einen ganz anderen Geschmack.

Sie umarmte uns alle fünf Kinder, ganz klein war meine Mutter, und weinte, dass sie uns kein besseres Brot kaufen konnte. Aber wir waren mit dem zufriedenen, was wir hatten, damit haben wir gelebt. Mein Vater war schon in Deutschland. Das tat ihr natürlich Leid, weil sie nicht alles geben konnte, weil sie nur das geben konnte, was wir da hatten.

Deutschland:

Mein Vater war schon ein Jahr in Deutschland, als meine Mutter mit meinen drei kleinen Brüdern nachkam. Und meine Schwester und ich blieben in Dereköy. Oma wohnte bei uns, abends blieb sie ab und zu da oder meine Tante kam zu uns. Von Opas Haus bis zu unserem sind es nur 400 m. Essen konnten wir selber machen, alles. Nach der Schule hatten wir so viel zu erledigen! Kühe, Hühner, Hunde, Enten, Katzen, Kühe, wenn meine Tante nicht rechtzeitig da war, mussten wir auch melken. Kühe lieben nur einen und wenn ein anderer kommt, wird getreten. Meine Schwester hat das Melken erledigt, sie konnte das, Hände schön nass machen und dann ziehen. Unsere Kuh hieß „Blondes

Mädchen", sie war gelb/rot, ganz helles Fell, ich glaube aus Holland hat mein Vater sie irgendwo geholt. Ein richtig rotes Fell. Wir haben alleine den Hof gemacht und sind jeden Tag zur Schule.

Meine Familie kam im Sommer auf Urlaub und im letzten Schuljahr setzte mein Vater mich, bevor er wieder nach Deutschland fuhr, vor der Schule ab. Ich weinte natürlich, dass mein Vater weggeht. Er nahm mich in den Arm und sagte zu mir: „Nächstes Jahr kommst du mit!“ Das war die Erfüllung eines Traumes für mich, ich habe gedacht, Deutschland, das ist ein Paradies! Es gibt alles, alles, wovon wir immer gehört hatten, die Straßen sind mit Teppichen ausgelegt, Gerechtigkeit ist da, ein ganz gerechtes Land!



Ich war 15, als wir im Februar 1972 im Ford Transit meines Vaters nach Berlin kamen. Ich hatte einen Koffer mit meinen Sachen gepackt, sogar die Schulbücher hatte ich dabei.

Das Erste, was wir gesehen haben, war Hundekacke. Ich war so überrascht, dass man mit denselben Schuhen in die Wohnung geht. Dann wollte ich unbedingt diese Teppiche auf der Straße sehen. Eines Tages sah ich sie am Bahnhof Zoo vor dem Hotel Kempinski. Am Bürgersteig lag ein roter Teppich. Und wegen dem Bisschen da haben sie erzählt, dass in Deutschland die Teppiche auf der Straße liegen! Als ich das genau gesehen habe, dachte ich, so was gibt's gar nicht! In der Schule gab es auch noch andere Kinder, deren Väter in Deutschland waren und die erzählten, wo ihre Väter wohnten, lagen Teppiche auf der Straße! Zum Angeben!

Nach fünf Jahren wollten wir wieder zurück in die Türkei, ich dachte, ich könnte in Deutschland weiter studieren. Aber mein Vater sagte immer: „Wir verdienen ein bisschen Geld und in fünf Jahren können wir in Samsun was Großes machen.“ Ich arbeitete bei ihm mit, in drei Monaten lernte ich Deutsch. Mit fünf DM kaufte ich mein erstes Fahrrad, wir lebten in der Admiralstraße – kein Baum, aber auch kein Auto. Bis elf, zwölf Uhr nachts spielten und redeten wir auf der Straße. Nachbarn streichelten uns über die Haare und steckten uns Geld und Schokolade zu. Es war eine neue Welt.

Aus fünf Jahren wurden die nächsten fünf Jahre und die nächsten, und aus dem Fahrrad ein Auto und dann ein zweites. Meine kleine Schwester kam auf die Welt und mein erster Sohn. Mein zweiter Sohn, wir hatten einen ersten Laden, einen zweiten, meine große Tochter wurde geboren, alle meine Kinder, alle meine Läden. Meine Mutter starb, mein Vater starb und aus fünf Jahren wurden 36. Wieviele Jahre werden es am Ende sein?

Sehnsucht

DAS GEDÄCHTNIS DER STADT

Idee und Realisation: © Waltraud Boll



Der amerikanische Freund

Ich vermiete: Zimmer in schöner Kreuzberger Wohnung für Juni und Juli. Ein zwanzigjähriger Amerikaner mit perfektem Deutsch möchte mieten. Details werden vereinbart. Wir fahren los.

Mit dem Untermietvertrag aus Amerika erhalte ich die Kopie des Passes. Mon dieu!, denke ich, als ich das Foto eines dicken, jungen Amis mit dunklen Augenschatten sehe, ich hoffe, der Mann ist nicht gewalttätig. Eberhard, der Mann mit dem Knabenkörper, der liebenswürdigerweise unsere Wohnung hütet und mir bei der Vermietung hilft, würde sich hoffentlich zu wehren wissen!

10 Tage später: E. schildert mir am Telefon die Ankunftsszene: Der Junge kommt im Taxi mit einem Riesenkoffer, völlig verschwitzt bei ihm an. Er ist extrem höflich. Er öffnet ein Scheckbuch, aus dem ein Bündel Dollarnoten fällt und entschuldigt sich 1000 x, dass er es nicht mehr geschafft hat, Geld zu wechseln. Er bietet Dollars, bietet Schecks zur Begleichung der Miete und der Kautions. E. verschiebt das auf den nächsten Tag, nimmt eine Anzahlung von 300 Dollar als Einsatz und begleitet den Jungen zu unserer Wohnung, erklärt Herd, Waschmaschine, Klingelanlage und geht. Am nächsten Tag kommt der Junge pünktlich mit dem Taxi zu E. und legt das ganze Geld auf den Tisch. Er fragt E., ob dieser ihm für einen Freund Schwulenlokale nennen könne.

Die Untervermietung verläuft ohne Zwischenfälle.

Wie vereinbart kommen wir vor Ablauf der Untervermietung zurück und wohnen den Rest der Zeit – 10 Tage – mit dem Jungen zusammen.

Wir kommen an: aus dem Zimmer des Jungen kommt uns der Lurch entgegen. Überall hängen und liegen darin seine Kleidungsstücke. Den Begehrten Schrank haben wir umsonst für ihn halb leer geräumt. In der Küche im Tiefkühlfach: Tiefkühlkost, Pizzas ohne Ende, Pommes, Steaks, im Kühlschrank: Bier.

Morgens begegnet man sich super-höflich, er steht sehr spät auf. Unkompliziert, aber nicht angenehm. Man kommt ins Gespräch. Um die Spannung zu mindern, lade ich ihn und E. zum Abendessen auf dem Balkon ein. Fröhliches, wohlzogenes Essen, wir erfahren, dass sein Vater ihn in ein Knaben-Eliteinternat steckte, er aber viel lieber bei seinen Eltern geblieben wäre, mit denen er sich total super versteht. Sein Vater ist der Erbe eines Kaufhausimperiums, das drei Generationen davor durch den fliegenden Handel seines schottischen Vorfahren begründet wurde. Seit zwei Generationen arbeitet man nicht mehr, sondern verwaltet die Erbmasse. Eine gebildete Unterhaltung auf Deutsch über Literatur und Theater plätschert dahin. Wir müssen vom Balkon durch sein Zimmer - ich sehe Dosen mit Antidepressiva, Schlafmitteln, Anti-Stress-Mittel, Anti-Schwitzmitteln, Anti-Geruchsmitteln, Anti-Schmerzmitteln, Hustensaft (im Sommer???)
Am nächsten Tag fährt er ans Meer ...



Er kehrt 3 Tage später zurück, lädt uns auf Tiefkühlkost ein. Er erzählt von Hamlet, den er im strengen Internat gespielt hat – sein Lieblingsstück. Warum? Wir trinken, er erzählt uns besoffen den tieferen Grund:

Sein Großvater hat, nachdem seine Großmutter starb, auch sofort wieder geheiratet. Drei Wochen hat er gewartet. Der Junge findet das skandalös. Warum starb die Großmutter? Sie war depressiv. Ah, ja? Sie brachte sich in der Garage mit den Abgasen aus ihrem Chevrolet um. Über der Garage lag die Wohnung des schwarzen Hausmädchens. Der Motor lief mehrere Stunden lang. In der Wohnung über der Garage machten das Hausmädchen und dessen Tochter gerade Siesta. Durch die Abgase aus der Garage starben die Großmutter, das schwarze Hausmädchen und dessen Tochter. Der Großvater kommt nachts nach Hause. Er sieht die Katastrophe. Er verkauft das Haus und heiratet seine Jugendliebe in Mexiko.

Der Junge verkündet uns, er ziehe zu einem Freund am Prenzlauer Berg. Er packt seine Koffer. Er wischt den Boden mit einem Abwaschschwamm. Ich gebe ihm seine Kautions. Er verabschiedet sich und zerrt den Koffer ins Taxi. Zwei Stunden später rufe ich ihn an, er hat seine 3000-Euro-Kamera vergessen hat. Weitere zwei Stunden später ruft er mich an, er kann die 300 Euro Kautions nicht finden. Ob er die auch vergessen hat. Ich verneine, kann mich aber erinnern, dass er die Scheine in seine Hosentasche gesteckt hat. Er insistiert, ich antworte, wenn er genug Mäuse hat um 300 Euro zu verlieren, dann könne er ja meine Putzarbeit bezahlen, denn seit drei Stunden schrubbe ich hier sein Zimmer.

Nächster Tag Mail: Sollte ich sein Geld noch finden, wäre er mir sehr verbunden, wenn ich es ihm umgehend melden würde. Ich wähle seine Nummer, vereinbare scharf aber trocken einen Kameraübergabetermin und erkläre, dass Typen, die schon seit Generationen ihr Geld nicht selbst verdienten stets dächten, jedermann wolle sie bestehlen, obwohl sie nicht einmal in der Lage seien, ihre Knete in der Geldbörse zu verwalten.

Kameraübergabe an der U-Bahn-Station Moritzplatz. Der Junge entschuldigt sich schießfreudlich, eiskalt und hochnäsigt und „falls ich die Scheine doch noch zufällig beim Aufräumen meiner wunderschönen Wohnung, in der er sich irrsinnig wohl gefühlt hat“, fände, möge ich ihn anrufen oder einfach eine SMS schicken, er käme dann sofort vorbei um das Geld abzuholen. Ich sage, dass meine Wohnung definitiv wunderschön sei, vor allem seit seinem Auszug, dass wir aufatmen und hoffen, ihn in unserem Leben nie mehr wieder sehen zu müssen und sie mir unendlich Leid tue, einen solchen Deppen wie ihn 8 Wochen lang ertragen haben zu müssen. Blass, mit dem Tempo des Blasierten, schleppt er sich in die U-Bahn-Station.

Ein Monat später: mein AB zeigt mir eine Nummer aus Amerika. Seit damals misstraue ich jungen, dicklichen Typen mit schwarzen Augenschatten und amerikanischem Akzent.

Sehnsucht

DAS GEDÄCHTNIS DER STADT

Idee und Realisation: © Waltraud Boll

1926 heirateten meine Großmutter und mein Großvater. Meine Großmutter kam aus einem großbürgerlichen Haushalt und mein Großvater war der Sohn eines der ersten Sozialdemokraten Österreichs, eines Vorkämpfers für die Demokratie noch lange vor dem Ersten Weltkrieg. Dieser Urgroßvater war Bäckermeister und hatte die erste Kollektivbäckerei gegründet – gleicher Lohn für das Kollektiv, Umsatzbeteiligung für die Angestellten. Er war so überzeugt von der Freiheit des Individuums, dass er seinen Sohn, meinen Großvater, „Auto“ nennen wollte, „Auto“ für lateinisch „Selbst“, also für das freie, selbst bestimmte, unabhängige Wesen.

Er war natürlich Atheist. Und weil deshalb mein Großvater nicht getauft war, durfte meine Großmutter als Angehörige der katholischen Kirche ihren Verlobten nicht heiraten. Sie kannte den evangelischen Pfarrer und fragte ihn, ob er sie trotzdem trauen würde. Der hatte gar nichts dagegen, also trat meine Großmutter kurzerhand aus der katholischen Kirche aus und in die evangelische ein, zur Strafe, und heiratete ihren Atheisten.

Meine Großmutter war die älteste Tochter von fünf Geschwistern. Zusammen mit ihren beiden jüngeren Schwestern besuchte sie den Tanzkurs. Das war eine der wenigen Möglichkeiten für sie, jungen Männern zu begegnen. Sie verliebte sich in meinen schönen Großvater und er sich in ihr strahlendes Lachen. Meine Großmutter hatte ganz regelmäßige, strahlend weiße Zähne. Ihre beiden jüngeren Schwestern waren hübscher als sie, aber sie hatte dieses strahlende Lachen. Und damit eroberte sie ihren Alfred. Sie führten eine lange und glückliche Ehe.

Meine Großmutter starb mit 96 Jahren und hatte 4 Kinder, 18 Enkel und 5 Urenkel. Allen Enkelinnen bezahlte sie eine Zahnregulierung, denn, wie sie sagte, für ein Mädchen ist es ganz wichtig, schöne Zähne zu haben.



Sehnsucht

DAS GEDÄCHTNIS DER STADT

Idee und Realisation: © Waltraud Boll

Meine Mutter hat mir immer Care-Pakete geschickt und nach Berlin hat sie - das macht sie immer noch manchmal - Maultaschen geschickt. Blöd war nur, wenn die Post nicht rechtzeitig ankam. Einmal schickte sie Schnitzel und da war es tatsächlich so: Ich war gerade nicht zu Hause und kriegte den Zettel. Ich fuhr dem Paket hinterher, kam aber zu spät zur Post, und das ganze Wochenende lang lag das Schnitzel-Paket auf der Post, wo ich es nicht abholen konnte. Das war ein großes Drama, weil ich die Schnitzel hinterher natürlich nicht mehr essen konnte, so habe ich grüne Schnitzel geschickt bekommen. Das war die Zeit, in der ich Ausbildung machte und nebenbei gearbeitet habe. Ich habe da wirklich im Großen und Ganzen nur von Croissants gelebt. Das war schon in Kreuzberg...

Zuerst war ich in Madrid, dort bin ich in dieser berühmten Madrider Flamenco-Tanzschule in den Flamenco eingetaucht, aber ich war musikalisch erzogen und hatte immer Ballett getanzt. Für mich war Flamenco-Tanz wie Musik machen. Ich konnte sofort mittanzen ohne zu wissen, was das überhaupt ist und ohne etwas davon zu verstehen. Mir fiel das alles ganz leicht. Und dann kam ich nach Berlin, weil es hier möglich war - vor der Wende - mit wenig Geld so hippiemäßig zu leben. Damals gab es hier eine Schule von einem Tänzer aus Cordoba - eine Flamenco-Tanzausbildung, das war einzigartig in Deutschland. Dann bin ich über einen Freund eines Freundes eines Freundes ganz klassisch nach Kreuzberg gekommen: ein Zimmer, kein Bad, Außentoilette,

Kohleheizung. 200 Mark waren das damals, die ich einem homosexuellen katholischen Pfarrer für die Wohnung von dessen Ex-Freund gezahlt habe. Dann verkaufte ich Croissants, habe Jobs gemacht und mir so die Ausbildung finanziert, das war ziemlich teuer, 370 Mark im Monat. Damals war das so.

Und die Pakete meiner Mutter waren natürlich immer toll, man musste nur rechtzeitig da sein. Und wenn das nicht klappte, hatte ich ein furchtbar schlechtes Gewissen.

Es ist heute noch so, dass meine Mutter, wenn sie nach Berlin kommt - 6 Stunden Zugfahrt liegt Ulm von Berlin entfernt - uns vor der Abreise einen vollen Kühlschrank hinterlässt.

Seit ich selbst Mutter bin, erwische ich mich dabei, wenn ich zu meiner Tochter sage: Hast du genug gegessen, bist du warm genug angezogen?

